

In's Bodenlose.

Erzählung von F. von Kapff-Essenther.

Erstes Kapitel.

Das zierliche Segelboot kämpfte gegen den heftigen Wind, der es immer und immer wieder aus dem Kurs brachte. Es trieb mit Macht gegen das flache Ufer, wo zwischen schlanke Bappeln der Hofhof lag.

Man sah in dem Fahrzeug einen jungen Mann mit äußerster Anstrengung beschäftigt, das Steuer zu führen, das Segel zu wenden. Sein Haar flatterte, er hatte den Hut abgelegt. Offenbar hatte er sich in den Kopf gesetzt, nicht an dem Hofhofe zu landen; und doch wollte man ihm gaffelnd zusehen von dort. Da stand der Sohn des Hauses, Ernst Hofstmann, beobachtete mit Spannung das Manövrieren des Bootes und schloß einladend den Hut. Nun gab der kühne Segler das Spiel auf. Nicht ohne Mühe landete er an dem Pappeln.

„Warum wollen Sie denn durchaus nicht hier anlegen, Herr von Jochen?“ fragte Ernst Hofstmann, seinen Nachbar; er war zugleich eine Art von vis-à-vis, denn seine Wohnung lag an der anderen Seite der weiten, feiertagen Bucht.

Ernst Hofstmann war bedeutend jünger als Herr von Jochen, der größer, kräftiger, breiter in den Schultern, gemessener und männlicher in der Haltung. Herr von Jochen schien eher klein, sehr beweglich, sehr elegant, mit schönen, dunklen Augen und gelocktem Haar. Er sprach sehr lebhaft, mit angenehmer, weicher Baritonstimme.

Die beiden jungen Männer hatten sich die Hände gereicht, doch ohne sonderliche Herzlichkeit.

Herr von Jochen war ganz erfüllt von seinem Sport. Er erklärte mit großer Lebendigkeit, warum er wegen des verdammt alten Windes nicht an seiner Villa landen konnte, und es hatte den Anschein, als zürne er dem Boote wie einem lebenden Wesen, daß es ihm nicht gehorcht hätte.

Ernst Hofstmann hörte nicht ohne Anteil zu.

„Wie glücklich Sie sind, Herr von Jochen,“ rief er jetzt, „Sie haben weiter keine Sorge als Ihr Boot! Sehen Sie, ich muß mich um meinen Koffler kümmern, den freiben die Paupen an — glücklich, glücklich sind Sie!“

Nicht ohne Reid, nicht ohne Sehnsucht glitt sein Blick über das zierliche, hübsche Fahrzeug hin.

„Ist ja gar nicht Ihr Ernst, Herr Hofstmann,“ lachte Jochen bitter; „Sie wissen ganz genau, wie ich drin liege!“

„Gleichviel,“ versetzte der andere beherzt. „Sie stehen dem Leben doch nur genießend gegenüber! Ich bin immer mit Pflichten belastet, die sich endlos wiederholen. Ich bin ein Philister — Sie leben nach Ihrer Phantasie!“

Er wies mit der Hand nach den Mauerquadern und dem Thürmchen eines gotischen Willenbaus, der drüben aus dem düstern Grün der Kiefern herausragte.

„Sie sind kein Philister, wenn Sie sich selbst als solcher bezeichnen,“ meinte Jochen, „und ich werde von den Gebilden meiner Phantasie ziemlich rasch hinweggerissen.“

Seine Glaubiger lassen mir keine Ruhe. Ich reise morgen, will sehen, mich in Wien einzurichten, kam überhaup nur, um den Pachtvertrag hier zu erneuern. Meine „Lady“ nehme ich mit — meinen Hühnerhund, Sie wissen — mein armes, schönes Boot freilich, das wird hier verfallen.“

Er betrachtete sich zärtlich das Schiffchen, schien vergessen zu haben, daß es ihn vorhin geärgert hatte. Nun rief er lebhaft:

„Wissen Sie was, Hofstmann, lassen Sie mir das Ding ab! Sie scheuen sich nach so was — da wäre mein Boot in guten Händen.“

Ernst lächelte wie zustimmend, meinte aber doch:

„Sie vergessen, daß ich ja noch von meinen Eltern abhängig bin, nicht jeden Augenblick eine so beträchtliche Luxusausgabe machen kann!“

„Mein Gott, zahlen Sie, was Sie wollen!“ rief Jochen, nun wieder diesem neuen Einfall ganz hingegeben. „Ich will ja kein Geschäft machen!“

„Warum wollen Sie das Boot nun so leicht weggeben? Denn Sie werden doch wieder kommen?“

„Ich brauche Geld, lieber Freund — ist das so schwer zu erraten? Trotzdem würde ich das Boot nur jemand abgeben, der sich daran zu freuen versteht. Sie sind jung, kräftig und — mir sympathisch!“

Es lag etwas Ueberlegenes in seinem Tone, obgleich er das Geld des andern brauchte.

„längigen Landungssteg und das elegante Fahrzeug. Jochen begann mit großem Eifer zu erklären, wie das Boot zu behandeln sei.“

„Hier ist es nur Kinderpiel, selbst bei scharfen Böen, aber dort drüben, wenn man in die große Havel kommt, da ist eine böse Gede — da kriegt man immer Kontrewind und kippt sehr leicht — ehe man sich's versieht. Zudem ist das Wasser dort tief, sehr tief, bis ans Ufer — da kommt man gleich ins Bodenlose — ich hab's erfahren. Dort kenterte ich einmal und mein Diener, der Christian, fiel ins Wasser und war am Ertrinken. Ich habe ihn selbst herausgezogen. Aber es war ein Wunder, daß wir nicht hin — ins Bodenlose!“ Er lachte. Dabei öffnete er einen tiefgelegten, außen von dem Kielwasser umspülten Kasten und untersuchte den Inhalt. „Da, richtig — da liegt noch eine Flasche — Mischeimer ist's — mein Christian verspricht so etwas nicht. Doch gut, daß ich ihm das Leben gerettet habe — was? Und nun trinken wir eins, Herr Hofstmann! Es sind freilich nur Aluminiumbecher da, aber wir sind eben zur See...“

Ernst ließ sich willig hinreißen von der heiteren Liebenswürdigkeit Jochens. Der Wein war köstlich; das Boot schaukelte leise auf der leicht gestäubelten Wasserfläche und das halbgereifte Segel flatterte wie ein gefangener Vogel.

Ernst fühlte etwas wie eine neue, unbekannte Lebensfreude, eine heiße Sehnsucht nach Lebensgenüssen, nach Glück, nach Liebe. Der schwere, ihm ungewohnte Wein, den er häufig trank, mochte schuld daran sein.

Und als hätte Jochen in seiner Seele gelesen, war er jetzt still vor sich niederblickend, hin:

„Ich habe manche schöne Stunde verlebt in diesem Boot, ich sage es Ihnen im Vertrauen. Es hat ein schönes, ein wunderbares Mädchen getragen... Folgen Sie meinem Beispiel — leben Sie — lieben Sie! Ich glaube, Sie haben es nötig!“

„Da mögen Sie recht haben, Herr von Jochen,“ seufzte Ernst. Und nun erinnerte er sich mit einem kleinen Schreden, daß seine Mutter ihn zum Abendessen erwartete. Er war ein sehr alter Sohn und verabschiedete sich rasch. „Mama wird ohnehin entsetzt sein über meinen Segelboot,“ entschuldigte er sich lächelnd.

„Natürlich, das Wasser hat keine Balken,“ scherzte Jochen. „Aber Sie schwimmen ja vorzüglich, wie ich glaube — und die Stienen, die Rizen, so wie die richtigen Hegen, die schwimmen auch alle!“

Er muß heirathen! Der Junge muß mir eine Frau ins Haus bringen.“

Seufzend und stöhnend setzte sich die alte Frau nieder.

Ja, die Wirthschaft wurde ihr zu viel. Da mußte eine junge Frau ins Haus. Frau Hofstmann war fünfundsiebzig, hatte im vorigen Winter eine schwere Ächsis durchgemacht. Ihr Mann hatte längst „Reihen“ — sie mußte ihn hegen und pflegen. Und wenn solche heiße Zeit kam, wie jetzt, das Einmachen der Früchte, der Gurken, und des Sauertobls — die Futternoth und damit Schwierigkeiten im Kuch- und Geflügelstalle — daneben auch noch eine neue Kuhmadde — da brach die alte Dame zusammen. Es wurde ihr schwer, zuzusehen, daß sie nicht weiter konnte. Denn zeitweilen war sie sehr thätig gewesen, immer auf dem Posten, Jahraus, jahrein, an eisigen, stöckeligen Dezembertagen, wie an buftig frischen Mattagen, um fünf Uhr aufgestanden und in den Kuhstall. Ja, es litt sie nicht im Bette. Erst im vorigen Winter, während der Ächsis, hatte die Dore angefangen, die trante Frau zu vertreten. Aber so tüchtige Mädchen behält man nicht. Der Förster hatte ihr die Dore weggeheiratet. Und nun stand Frau Hofstmann wieder um fünf Uhr auf, um im Kuhstall nach dem Rechte zu sehen. Tagsüber war sie müde und schläfrig. Erst heute beim Sobeln des Kohls hatte es sie überkommen — sie war einseitig. Und ihre Beine zitterten, als sie noch in die Küfelkammer wollte. Sie kam nicht über die Kellertreppe, mußte sich von der neuen, hübschen, aber unzuverlässigen Magd in die Wohnstube führen lassen. Und da sagte sie all ihren Kummer in die Worte zusammen:

„Der Junge muß heirathen!“

Sie war heute sehr melancholisch. Ihr Mann saß am Fenster, las die „Vossische“ und rauchte. Er hatte sich längst zur Ruhe gesetzt. Der „Junge“ machte jetzt alles, machte es grobarig. Dazu hatte man ihn auch nach Hofenheim geschickt. Der alte Hofstmann war eine leichtlebige, gefällige Natur. Er hatte sein Gut durch unausgesetzte Arbeit emporgebracht. Erst als Bier-

ager war er dazu gekommen, sich zu betheueren, da seiner strengen, aber tüchtigen Mutter keine recht gewesen. So hatte er nach ihrem Tode seine Zuneigung geäußert, ein blutarmes, fleißiges Mädchen, das damals freilich schon über dreißig Jahre alt war. Dafür hatte sie sich dann aber auch ebenso gerädert, wie seine Mutter.

Sie lebten in glücklicher Ehe, in vollkommener Eintracht, ihre Hoffnung setzten sie auf den einzigen Sohn Ernst, den sie sorgfältig und mit Liebe erzogen hatten. Er war auch fleißig und solid — dagegen ließ sich gar nichts sagen — nur heirathen mußte der Junge jetzt.

Darüber sprachen nun die beiden Alten. Frau Hofstmann nahm zur Stärkung einen selbst „angesehten“ Nupfklöter. Er trank zur Gesellschaft auch ein Gläschen.

Sie warteten auf Ernst, der heute länger blieb als sonst. Er war in den oberen Forst gegangen, den er nach ganz neuen Grundsätzen bewirthschaftete, wollte auch nach der Fischzucht sehen. Und Papa ließ ihn schalten, sogar gerne! Möchte er doch. Das war die neue Generation.

Sie berieten jetzt miteinander. Ja, woher nimmt man nur gleich eine Frau für den Jungen! Ernst war hübsch, interessant, hatte etwas gelehrt, war kleinerer Erbe eines zwar nicht großartigen, aber schuldenfreien und trefflich bewirthschafteten Anwesens. Man sollte meinen, er hätte eigentlich freie Wahl. Aber der Junge war etwas „Besonderes“. Schon verschiedene, nette, gut situierte Müller, Brauer, ja, Rittergutsbesitzer hatten er zuzugewiesen. Und die zärtliche Mutter sagte sich: er will etwas Besonderes! Darin hatte er ja recht — wie immer! Er war ja selbst so viel mehr als viele andere.

„Mariechen“ — die war das Besondere. Hübsch, geistreich, feine. Und zum so und so vielen Male waren die Alten darüber einig: Ihr Junge würde, müßte Mariechen heirathen.

Da trat Ernst ein. Er sah nicht wie der Sohn, sondern wie der Enkel dieses alten Paares aus. Zwei Generationen schienen hier überprungen. Er war modern gekleidet, wenn auch ganz einfach. Aber Hut, Stiefel, Kleiderstich, Gilet, Knöpfe zeigten, daß er mit der großen Welt in Verbindung war. Dabei erschien er „erst“ wie sein Name. Nur ganz Gentleman.

Dieser moderne, vornehm sich haltende, junge Mann sah selbst genug aus in der altfränkischen Stube mit der niederen Decke und den vorgelegten Möbeln.

Er begrüßte die Eltern herzlich, aber zerkert. Den Respekt weiterte er ihnen nicht, gewiß nicht, nur war seine Seele so anders. Er warf sich in den Großvaterstuhl am Fenster, den sein Vater eben verlassen.

„Ich habe mich etwas verspätet,“ sagte er, „traf mit Herrn von Jochen zusammen — hab ihm sein Segelboot abkauft.“

Die erschröckten Eltern fanden nicht gleich eine Antwort. Sie mußten ihre Einwände erst sammeln. Einwände hatten sie immer, wenn auch nur zätselnde. Und Mama begann:

„Aber Kind, Junge — du weißt, daß ich mich ängstige wegen des Wasserfahrens... und nun gar mit Segeln...“

„Liebe Mutter, ich habe dir diesen Irrthum schon so oft widerlegt. Das Segeln ist nicht gefährlicher als irgend etwas anderes, als Rubern und Schwimmen und Reiten. Verstehen muß man's eben! Ich bin auch vorsichtig, bin mir der Verantwortung auch gegenüber durchaus bewußt!“

Inzwischen hatte sich der Vater seine Meinung gebildet; und er fuhr zornlos:

„Warum kauft du dem Lump, dem Jochen, etwas ab? Der weiß nicht, was er einmal nicht zu helfen und da hängt er dir das alte Segelboot auf.“

„Vater,“ versetzte Ernst gelassen, „ich lasse mich nicht überreden, bin auch vollkommen orientirt, habe in Stettin einen förmlichen Segelkurs genommen. Auch in Berlin hatte ich wiederholt Gelegenheit, mich zu erproben — weißt du, Vater, brauchen wir fünf Uhr aufgestanden und in den Kuhstall. Ja, es litt sie nicht im Bette. Erst im vorigen Winter, während der Ächsis, hatte die Dore angefangen, die trante Frau zu vertreten. Aber so tüchtige Mädchen behält man nicht. Der Förster hatte ihr die Dore weggeheiratet. Und nun stand Frau Hofstmann wieder um fünf Uhr auf, um im Kuhstall nach dem Rechte zu sehen. Tagsüber war sie müde und schläfrig. Erst heute beim Sobeln des Kohls hatte es sie überkommen — sie war einseitig. Und ihre Beine zitterten, als sie noch in die Küfelkammer wollte. Sie kam nicht über die Kellertreppe, mußte sich von der neuen, hübschen, aber unzuverlässigen Magd in die Wohnstube führen lassen. Und da sagte sie all ihren Kummer in die Worte zusammen:“

„Der Junge muß heirathen!“

„Aber Papa, das sind vielleicht nur Klatschereien. Und wenn nicht, so sind leichtfertige Grundbisse ja keine Bazillen, die an todtten Gegenständen haften. Und wenn selbst das, so bin ich dieser Ansetzung nicht zugänglich — ganz und gar nicht!“ — Wille, Mutter — aßst es nicht bald Abendbrot?“

„Ja, mein lieber Junge! Ich denke

noch, die Käthe — ach Gott, wenn man nicht selber hinter allem her ist! Aber ich kann nicht mehr wie früher, und schon vom Stehen, ja, vom Stehen werden mir die Beine steif. Wenn ich im Gange bin, spüre ich's weniger.“

Sie erhob sich und sah nach dem Tische, der im Nebenzimmer bedeckt wurde. Es gab ein einfaches Essen. Start geräucherte, fette, schwere Würst eigener Erzeugung; dünnes Bier aus dem Brauhaus des nahen Werder, schweren, fetten, eigen gemachten Käse und schließlich den berühmten, landesüblichen „Kümmel“. Die alten Leute vertugten dies kaum verbauiliche, seit je her gewohnte Essen.

Und während man zu Tisch ging, brumpte der Alte weiter:

„Mit dem Jochen solltest du lieber gar nicht umgehen!“

„Das ist unmöglich, Vater, bei der Nachbarschaft. Uebrigens ist Herr von Jochen nur da, um mit seinem Pächter von neuem abzuschließen. Ich glaube, er reißt noch morgen fort.“

„Um wieder wo anders sein Geld anzubringen, nichts zu thun,“ schmälte der Vater.

Ernst zuckte die Achseln. Die Mutter aber ärgerte sich eben, daß man Knoblauch auf den Tisch brachte, weil die Tafelbutter ausgegangen wäre; und sie begann heftig zu schelten. Wieder endete sie mit dem Stohseufzer:

„Du mußt heirathen, Ernst, es geht so nicht weiter!“

„Vorläufig ist alles noch ganz gut so, wie du es machst, Mutter,“ antwortete Ernst geduldig.

So wurde ja täglich über sein Schicksal gesprochen — als eine Wirthschaftsfrage — wegen der Butter, wegen Käse und Schmalz. Aber die Mutter war heute hartnäckiger als sonst.

„Du mußt Mariechen heirathen! Siehst du, die ist hübsch, fein, gebildet! Und für die Wirthschaft werde ich mir sie schon heranziehen. Das ist ein gutes Kind und hat auch zu Hause schon etwas durchgemacht.“

„Du meinst Marie Wirth, Mama?“

„Ja, ja — ich kann mir das nur nicht recht merken, das „Marie.“

„Hut nichts, Mutter, ich verstehe dich schon. Aber das ist ein Stadtkind — die wird nicht wollen.“

Und Ernst glaubte damit das Gespräch abgeschlossen zu haben. Gensdarm, die Mutter war heute darauf verfallen und sie breitete sich darüber aus, er müßte Marie heirathen. Das stimmte alles. Daran glaubte er doch selbst nicht, daß sie sich ernstlich weigern würde, aufs Land zu gehen! Die zuletzt. Auch hätte sie etwas Vermögendes. Und dann die lange Geschäftsverbindung der Väter!

Herr Wirth, ein Maurermeister und Bauunternehmer, bezog seit Jahren seinen Stall aus den Hofstmann'schen Brüchen, oberhalb des Waldes. Er war schon mit seiner Tochter hierher zu Besuch gekommen, als Ernst kaum sechzehn Jahre alt war. Und später, während Ernst in Berlin die Realschule besuchte, ging er ein und aus im Wirth'schen Hause, hatte auch mit Marx zusammen die Tanzstunde besucht. Und damals war er ihr Tänzer und Courtmacher. Dazwischen lag die Studienzeit in Hohenheim und Eberswalde. Und heute war es nur noch eine Verunst- und Interessensheirath, die man dem jungen Manne so angelegentlich unterbreitete. Man that es freilich nicht zum ersten Male.

„Das werde mir's überlegen.“

„Da hatte er schon oft gesagt, um die Alten los zu werden. Und sie wiederholten sich's erstreckt.“

„Er überlegt's und einmal wird's!“

Sonntag mußte Ernst nach Berlin wegen der neuen Kalklieferung. Vieles kam die Sache gar zum Klappen.

Mit zuckender Lippe sagte Ernst zu, während er sich eine Cigarette ansetzte, eine feine Havana. Diesen Luxus verordnete er sich regelmäßig nach Tisch. Die Eltern hatten freilich keine Ahnung von dem Preise seiner „Bod“, sonst wären die Vorwürfe trotz aller Härtlichkeit nicht ausgeblieben. Denn was die braven alten Leute ungeachtet ihrer guten Lebensstellung nicht begriffen, war das Anrecht auf Lebensgenuss. Der einzige Genuss, den sie kannten, war zu sparen, noch ein sicheres Papier zu kaufen. Aber eine theure Cigarette oder gar ein Segelboot, das war für sie etwas Unfassbares.

Die Eltern hatten sich zu Bett begeben und Ernst ging noch mit dem Rest seiner duftigen Cigarette hinaus in die nahe Kiefernplonung, die das Haus von dem Havelarme trennte. Nachdenklich schritt er über den moosigen Grund.

Ja, warum sträubte er sich eigentlich, Marie Wirth zu heirathen? Warum hielt er die Sache immer hin? Doch nicht etwa in der Hoffnung, daß ihm ein anderer zuvorkommen möchte? Marie war wirklich ein hübsches, gebildetes, angenehmes Mädchen, das sich wahrlich glücklich ganz gut in die landwirthschaftlichen Hauspflichten, zu die Schullen der alten Leute fügen und ihm dabei eine passende Frau abgeben würde. Außerdem war er fast sicher, daß er ihr gefiel. Er hatte ihr schon vor fast zehn Jahren gefallen, und später, als sie zu erblühen anfangte, konnte sie das bei aller Züchtigkeit nie ganz verbergen. Warum also nicht?

Ach, was sich in ihm sträubte, war der Gedanke, sein Schicksal abgeschlossen zu haben — für immer! Solch ein im vornherein bestimmtes Schicksal, wie das seine! Von klein auf mußte

er, daß der Hofhof sein Beruf, seine Zukunft, sein Geschick sein würde. Die alten Eltern, die sich nur feinstenwegen quälten, dachten natürlich nichts anderes. Sie fanden auch keine ausgesprochene Neigung, sein besonderes Talent in ihm, das widerstrebt. Er war Landwirth geworden, benedict von manchem, der sich seinen Beruf erst erkämpfen mußte. Aber ihm barg die Zukunft nichts Neues mehr. Der große Vorhang hob sich nicht mehr für ihn. Auch seine Verheirathung war seit Jahren vorausbestimmt.

Und in ihm, der begünstigt war, in eigener Scholle zu wurzeln, in ihm lebte eine dunkle Sehnsucht nach der Ferne, der Dürst nach etwas Neuem, Unbekanntem!

Aber immer wieder diese drei Pappelein — denen er jetzt zuschritt, die das Havelufer bezeichneten? Eigig nur diese drei Pappelein — immer und immer wieder!

In dem bleichen Glanz der Mondschein schaukelte sich hier das Boot. Und erst jetzt sah Ernst nach dem Namen, der vorn unter dem Bug in leuchtend weißer Farbe stand: „Marie“ — das war wohl der Name jenes schönen Mädchens?

Und der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß Herr von Jochen wohl auch die ihm bestimmte Marie kennen mochte. Denn die Wirths waren sehr häufig hier gewesen, auch während seiner, Ernsts, Studienzeit. Damals verlebte Herr von Jochen noch jeden Sommer auf seinem Gute. Und wenn Ernst nicht sehr irrt, so hatte Herr Wirth für den Baron die barocke Villa dort drüben gebaut... Aber wie närrisch! Marie war nicht weniger als eine verführerische Schönheit und sicher war sie niemals mit Herrn von Jochen hinausgefahren. Es gab ja auch unzählige Frauen und Mädchen, die Marie hießen! Frau Wirth hatte auch so geheißt, ebenso eine Nichte von ihr, die irgendwo Musik studierte. Wenn er sich recht besann, auch ein sehr schönes Mädchen. Und auch in Hohenheim und Berlin hatte er schon diese oder jene schöne Marie kennen gelernt...

„Mariechen Marie, die Bierte, Meines Herzens...“

fiel eine frivole Strophe von Heine an. Herr von Jochen mochte wohl ein ähnliches Lied anstimmen können.

Zweites Kapitel.

„Es muß ein Ende nehmen,“ sagte sich Ernst, und er fuhr wirklich am nächsten Sonntag zu Wirths, um „abzurechnen“. Bei dieser Gelegenheit wollte er sich mit Marie einmal inniger aussprechen und sich ihr erklären — oder mit ihr brechen, soweit das bei der engen Geschäftsverbindung mit ihrem Vater zulässig war.

Sie war ihm immer als ein lebenswürdiges und begehrenswürthes Mädchen erschienen, aber ihre Seelen waren sich nicht näher gerückt. Man war über gewöhnliches Geplauder bei den üblichen Besuchen aus praktischem Anlaß nicht hinausgekommen. Vieles leicht aber steite in dem stillen, anmuthigen Wesen Marx's doch etwas, das ihn beglücken konnte, den Traum seiner Seele erfüllen — denn eine echte Seelenliebe träumte er! Undernfalls wollte er abschließen mit diesem Heirathungsprojekt, das ihm täglich die Suppe verfallte.

Mit einem der Mittagszüge langte er in Berlin an und begab sich zu Fuß nach dem Südwesten, wo an den zahllosen Diabuliten der Potsdamer und Anhaltischen Bahn Herr Wirth in einem eigenen Hause wohnte. Er wohnte immer so, denn seine Häuser waren seine Handelsgegenstände.

Aber die Familie Wirth war vor drei Tagen ausgezogen, wieder nach einem eigenen Hause. Ernst wanderte weiter, nach dem fernen Westen, wo die neuen, halb ausgebauten Straßenzüge sich immer weiter hinausredeten, der untergehenden Sonne nach. Das war so eine taube, taum geklaffte Straß mit halbleeren Neubauten und einigen spärlichen Läden — der unvermeidlichen Delle, dem arbeitslosen Grüntram — dazwischen abgegangene Bauplätze und wüßtes Feld. Ganz am Ende, stand der Bauunternehmer, von denen zwei noch knapp unter Dach, der dritte eben fertig geworden schien. Hier wohnten jetzt Wirths; außer ihnen nur ein Milchhändler, der einen der eleganten Läden inne hatte, und im dritten Stock des Hinterhauses ein Schaffner der Straßenbahn. Das ist so eine Art Bionerlebens, wie es die Entwicklung der Weltstadt mit sich brachte.

Herr Wirth hauste in einer „Ereckschaftswohnung“, fünf Zimmer, mit „allem Komfort der Neuzeit“, mit Gas- und Wasserleitung und mit zwei großen Balkons, von denen der eine auf die Die Straße, der andere auf das wüste Feld blickte, das sich scheinbar endlos gegen den Grünwald zu dehnte.

Marie kam ihm entgegen, ganz häuslich gekleidet, ein weißes Schürchen um, beiter und freundlich, wie immer. Sie hatte ein hübsches, feines Gesichtchen, mit graublauen Augen und schlichtem, aber reichem blonden Haar. Eine Erscheinung, die man leicht liebt, und die doch festsetzt, wenn der Blick einmal auf ihr ruht.

„D. Sie Kerner!“ rief sie. „Sie haben uns wieder einmal suchen müssen! Papa hat verkümmert, Ihnen unsere verdorbene Wäsche anzugeben. Aber ich habe ihn daran erinnert — ich ver-

sichere Sie... Nun sehen Sie sich und wenn Sie ausgerüstet haben, will ich Ihnen wieder einmal unsere neue Wohnung zeigen.“

„Nun wurde wohl ums Herz bei ihrer heiteren Natürlichkeit. Ja, er sagte sich, ihm sei immer wohl bei ihr gewesen.“

Was wollte er eigentlich? Vielleicht war er ein Thor, daß er dies liebenswürdiges Mädchen verschmähte, dem die Freude über sein Kommen aus den Augen leuchtete.

Herr Wirth plagte dazwischen, ein kräftiger Fünfziger, der nichts im Sinne hatte, als seine Bauten. Er spekulierte leidenschaftlich, hatte immer schon ein neues Grundstück im Auge, wenn aus dem alten eben die Grundmauern aus dem Boden wuchsen.

Ernst hatte seine Geschäfte mit ihm rasch erledigt. Dann zeigte man ihm die tauben Balkons, die frisch tapezirten Zimmer, welche ein Kontrast mit seiner stabilen Existenz war dieser fortwährende Wechsel, dies Schweben zwischen Ruin und Reichthum.

„Und es sieht auch nur wie Abwechslung aus,“ sagte Marie. „Unsere Heirathsmöglichkeiten sind alle gleich. Da draußen bei Ihnen ist viel, viel mehr Abwechslung, denn da keimt, grünt, blüht, reift und welkt es.“

Herr Wirth lächelte:

„Das ist bei mir gerade so der Fall.“

Schon vorhin bei der Abrechnung hatte er merken lassen, daß es ihm jetzt gut ging. Gewiß, Ernst hätte zugestimmt! Thöricht, es nicht zu thun. Was suchte er in einer unbestimmten Zukunft, in einer Region der Ideale, die ihm selbst nicht einmal klar?

Marie erzählte, wie sie binnen drei Tagen alles eingerichtet habe, denn sie war darauf geübt. Die Tante, die das mutterlose Mädchen „besüßte“, reiste zu den Urmägern immer fort. Papa aber war so sehr beschäftigt, er sah ab und zu nur einmal nach dem Möbelkutschern.

Und von neuem wiederholte Marie: „Und wie glücklich sind Sie, Herr Hofstmann, dort draußen im Grünen! Wie schön muß doch ein Leben sein!“

Marie führte ein düsteres Dasein, obgleich in Berlin und aus wohlhabendem Hause. Sie hatte noch drei jüngere Geschwister, nicht mehr jung genug, um ihr nicht schon allerlei Verdruß und Plage zu bereiten, und doch auch nicht reif für ihren Umgang. Der Vater war immer unterwegs, er war eigentlich nur Gast in seiner Häuslichkeit. blieb noch die indifferenteste Tante. Alles zusammengekommen, Last und Mühe, Vereinfachung, isolirtes Hausen in entlegenen, noch nach Wörtern duftenden Villen. Die dortbar würde sie sein für ein ruhiges Heim, für die neuen Lebensreize, die ihr das Land erschloß!

Und Ernst sagte sich:

„Noch heute will ich mich erklären. Sie ist ein liebes Mädchen!“

Da erklang aus einem anstößenden Zimmer eine helle, wohlgeschulte Sopranstimme:

„In dem Garten, durch die Lüfte, Hör ich Wandervogel ziehen...“

Aus voller Luft schmetterte eine Frauentheke das jubelnde Frühlingslied von Schumann.

„So wohnt doch noch jemand hier im Hause?“ fragte Ernst.

„Nein, aber ja — es ist meine Cousine, die singt — es ist Maria.“

„Wer ist Maria?“

„Sie entsinnen sich nicht? Ach, richtig, mir fällt ein, als wir alle vor zwei Jahren draußen auf dem Hofhofe waren, da besahen Sie sich, wenn ich nicht irre, auf einer Ferienreise. Damals war Maria mit.“

Ernst besann sich jetzt, daß man in seinem Elternhause bisweilen von dieser Maria gesprochen hatte — abfällig sogar, ohne daß er wußte, warum. Er hatte nicht danach gefragt. Seine Mutter hatte immer „Mariechen“ besüßelt, daß sie diese unpassende Gesellschaft geworden.

„Auchgen mocht ich, möchte weinen! Ist's mir doch, als soll's nicht sein!“

Ernst mußte sich selbst musikalisch, entäußert in dieser Gegend. Er applaudirte trüßig zum Schluß. Haffig wurde die Thür aufgerissen und lachend erschien ein großes, schlantes, blendend schönes Mädchen.

„Ach, ich dachte, der Onkel applaudirt gar,“ rief sie; dann nahm sie ein wenig hochmüthig die Vorstellung entgegen.

„Ach ja, Hofstmann,“ wiederholte sie, und ein schelmischer Blick traf Marx. „Aber nun Kaffee, liebe Marie!“ Und Maria setzte sich mit etwas freier Bewegung an den Tisch und sah zu, wie Marie den Kaffee servierte.

„Das steht ihr gut, nicht wahr? Ich finde, sie ist das geborene Hausmutterchen.“

Wie eine leise Anspielung schien es auf das erhoffte Verlöbniß.

Ernst versäufte sich. Er kam sich lächerlich vor mit dieser, von der Marie so breitpurig geplanten Verlobung.

Man sprach jetzt von Maria, die sich für die Oper ausblühte. Sie war zwei Jahre in Dresden gewesen, hatte durchaus nicht in Berlin studiren wollen. Und ihr Onkel und Vormund — sie war gänzlich verwirrt — hatte ihr nachgeben müssen.

„Mit der ist nichts anzufangen,“ meinte Herr Wirth lächelnd, „wie muß man ausbaden lassen.“

(Fortsetzung folgt.)